

Skandal erzeugen oder wenigstens einen kleinen Streit vom Zaun brechen ... Aber sehr zur Überraschung passierte nichts dergleichen. Im Gegenteil demonstrierten Esser und Oevermann eine nahezu harmonische Beziehung zwischen den unterschiedlichen „Wissenschaftskulturen“, unbeeindruckt von den Interventionen der Moderatoren, die immer wieder durch gezielte Fragen versuchten, Spannungen zu erzeugen. Statt der Befriedigung der Sensationsgier wurde dem Publikum also ein anderes Angebot gemacht: kollektive Selbstvergewisserung. Vielleicht ist es wichtig, wenn ab und zu mal die Häuptlinge ihre Zufriedenheit mit dem Fußvolk bekunden. Der donnernde Applaus für Essers erste Aussage, „Die Soziologie ist ein starkes Fach!“ zeigte zumindest, dass dieses Angebot dankbar angenommen wurde. Da hat es sicherlich auch nicht geschadet, wenn wir von Esser erfahren haben, dass „jeder Soziologe mehr macht als 1000 Psychologen“. Danke, Herr Esser, das motiviert! Auch auf diesem Wege zeigt sich eine praktische Soziologie, die die theoretische Erkenntnis, dass die Abgrenzung nach Außen die Integration nach Innen verstärkt, auf sich selbst anwendet.

„Was gibt es sonst Neues?“ Auf diese Frage der Zu-Hause-Geblichenen kann man antworten, dass es im Verlagswesen Einiges zu feiern gab; mit Sekt und Brezel konnte man zum Beispiel sowohl den „großen“ VS-Verlag begrüßen, als auch den „kleinen“ Verlag von Barbara Budrich willkommen heißen. Ob sich die vielerorts vernehmbaren Befürchtungen vor der Kolonialisierung der soziologischen Veröffentlichungsbestrebungen durch das „System Controlling“ bewahrt, wird sich zeigen; aber wenn, wie man sagt, Konkurrenz das Geschäft belebt, dann darf der Kongress auch als Startschuss mehr oder weniger neuer Konkurrenzkonstellationen gesehen werden.

Insgesamt ergibt sich für mich das Bild einer Soziologie, die auf dem wichtigsten nationalen Zusammentreffen nicht mehr nur über die eigene Lage klagt und diskutiert, sondern sich gesellschaftlichen Problemen zuwendet und somit das Fach als Wissenschaftsdisziplin öffentlichkeitswirksamer als zuvor repräsentiert. Damit ist die Hoffnung verbunden, dass eine solche Außenwirkung die Soziologie auch im Rahmen der laufenden Hochschulreformen besser positionieren hilft.

Nur noch zwei Worte zur Außenwirkung: Es bleibt zu hoffen, dass kein nicht-soziologisches Publikum anwesend war, als Markus Schroer in der Plenumsveranstaltung „Region als Dimension sozialer Ungleichheit“ vorgetragen hat. Nicht weil der Vortrag schlecht gewesen wäre, sondern

weil die geäußerte Kritik daran – unabhängig vom Inhalt – von einem Stil zeugte, der meiner Ansicht nach nicht angetan ist, die Soziologie als professionelle Wissenschaft zu präsentieren, zumindest wenn man davon ausgeht, dass ein gewisser Respekt vor den Kolleginnen und Kollegen eigentlich zum Verhaltensstandard einer Profession gehören sollte.

Und ebenso würde es dem Image der Soziologie gut tun, wenn man den Vorträgen immer gut folgen könnte. Dies ist leider oftmals nicht der Fall, denn obwohl wir alle wissen, dass die kognitiven Aufnahmeleistungen im Laufe eines Kongresstages abfallen, werden zumeist ausformulierte Skripte (zu schnell) vorgelesen, anstatt möglichst frei vorzutragen. Letzteres ist dem Verstehen sehr zuträglich und wird auch honoriert, wie der Beifall für den Vortrag von Barbara Kuchler bezeugt. In dieser Hinsicht der freien und interessant-unterhaltsamen Rede kann man auch durchaus etwas von den „importierten Stars“ der Szene lernen, etwa von dem (auto)po(i)etisch beschwingten Richard Sennett.

Thomas Kron

*

„Public Sociologies“

99. Jahrestagung der
American Sociological Association,
14. – 17. August 2004 in San Francisco

Die Jahrestagungen der ASA sind bei näherer Betrachtung wenigstens vier verschiedene Treffen: Da ist einmal das offizielle Jahresthema, dann das Zusammenkommen der Spezialisten verschiedenster ASA Sektionen, von „Animals and Society“ bis „Teaching and Learning“, schließlich finden während der vier Tage unter den mehr als 5.000 Teilnehmern allerhand an „reunions“, „networking“ und „gossiping“ statt und viertens ist das jeweilige Tagungshotel auch der Ort, an dem reihenweise Stellenwerber im Employment Center zu Vorstellungsgesprächen antreten. Üblicherweise laufen diese vier Aktivitäten relativ unabhängig voneinander ab. Manche halten den am wenigsten sichtbaren Teil des „meat market“, auf dem die künftige Sozialgestalt der Disziplin geformt wird, für die eigentliche Funktion der Jahrestagungen. Was dort geschieht, entzieht sich weitgehend dem Auge des Beobachters und ebenso selten gelingt es dem jeweiligen ASA-Präsidenten und seinem Programmkomitee, ein Rahmenthema zu formulieren, das mehr ist als ein unverbindlich bleibendes Dekor der anderen Aktivitäten.

ary Robinson, schriftlich einzureichen waren, leben die Veranstalter zu erklären schuldig und es die Zettelchen von Studenten in T-Shirts gesammelt wurden, auf deren Vorderseite er als erster „public sociologists“ prangte und auf deren Rückseite seine 11. These über Feuer in englischer Übersetzung zu lesen war, hängen ja leicht auf falsche Gedanken bringen. Der Konformismus der do-gooders hat gelegentlich Ausmaße an, die nach einer Lativierung des Gesagten geradezu schon schrie über das Echo blieb aus.

So versammelten sich am Eröffnungstag vier African-Americans, um W.E.B. DuBois als „besten public sociologists der USA und der ganzen Welt“ zu zelebrieren (dass Burawoy, der die Session moderierte, sein überzogenes Urteil Nachsatz zur Hypothese herabstufte, machte die Sache nicht weniger hypertroph). Drei der Redner begnügten sich damit, pauschale Belegungen und unqualifizierte Urteile zu verteidigen: Heutige „African-American luminaries“, Zugang zu den Medien hätten und dies nicht die Sache der Schwarzen nützten, verrieten die Erbschaft DuBois; die weißen Zeitgenossen DuBois, aber auch der moderate schwarze Erbe seiner Zeit, Booker T. Washington hätten DuBois ignoriert und diskriminiert für als Beweis u.a. angeführt wurde, dass er nicht zum ASA Präsident gewählt wurde); DuBois selbst wurde mit allen Schlagworten der „social correctness“ bedacht, die zu seiner Zeit nicht einmal annäherungsweise vorhanden waren (social constructed, gender und agency). In der zahlreich erschienenen Publikumsversammlung wurde nicht nur hin, sondern akklamierte es an jeder noch so unpassenden Stelle, gilt DuBois mittlerweile als Säulenheiliger jener Soziologie, die eine Präferenz für jene haben, die in der Vergangenheit übergegangen oder marginalisiert wurden.

Die meisten anderen Veranstaltungen zum

„Public Sociology“ nicht-existent erschienen. George Ritzer wies darauf hin, dass Soziologen nicht nur ihre antrainierte Unfähigkeit, sich anderen verständlich zu machen, überwinden müssten, sondern dass dann immer noch die Gesetze des Publikationsmarktes einer Breitenwirkung der Soziologie entgegenstünden. Er habe von seiner „The McDonaldization of Society“ zwar rund 200.000 Exemplare verkauft, aber gegen Titel in den großen Publikumsverlagen sei das immer noch ein Nichts. Ähnlich berichtete Eric Wanner, der Präsident der Russell-Sage-Foundation, der einzigen US-amerikanischen Stiftung, die sich ausschließlich den Sozialwissenschaften verpflichtet fühlt, dass es seiner Stiftung nur mit Hilfe eines professionellen PR-Büros gelungen sei, wenigstens einige Presseberichte über eine große Untersuchung über den US-Arbeitsmarkt zu lancieren: Presseleute wollen vor allem personalisierte „stories“, keine Analysen über Systeme.

Hätten sich mehr Zuhörer in jene Veranstaltung begeben, wo Osteuropäer über die Verhältnisse in den postkommunistischen Ländern berichteten, hätte sie einige ihrer überzogenen Hoffnungen zu relativieren Anlass gefunden. Boris Kagarlitsky argumentierte überzeugend, dass sich Dissidenten zu Sowjetzeiten weniger an das Publikum, sondern an ihre „Intelligencija-Brüder“ im Planapparat wandten, dass es während der Perestroika zu einem Bündnis dieser beiden Intelligencija-Gruppen gekommen sei und sich heute die Intellektuellen wieder damit zufrieden gäben, moralische und kulturelle Werte zu predigen, aber am Schicksal breiterer Kreise der Bevölkerung desinteressiert seien.

In seiner Presidential Address unternahm Burawoy dann nochmals den Versuch, sein Plädoyer für public sociology zu erläutern und verteidigen. Der Inhalt der Address war bekannt, mehrfach anderswo vorgetragen und in Social Forces vor-

was einen bosartigen Zuhörer des unternarrsamen und kurzweilig vortragenden Burawoy natürlich auf die Idee bringen konnte, dass ordentliche Intellektuelle immer schon andere die Drecksarbeit erledigen ließen. Neben der studierenden Jugend fielen dem Redner dann als Publikum, an das man sich wenden könnte, die niedrigen Chargen der Universitätswelt ein (angeblich beschäftigten die US-Colleges und Universitäten mittlerweile mehr Personen als die Industrie), obwohl am Vortag Barbara Ehrenreich, deren Reportage über ihr Leben als Mindestlohnbezieherin Nickel and Dimed (dt. als Arbeit poor, München 2001) ein wenig Aufsehen erregte, darüber geklagt hatte, dass ein durchschnittlicher amerikanischer Sozialwissenschaftler einem nicht einmal das Funktionieren einer beliebigen Universität erklären könne. Damit war aber das Dilemma der public sociologies (der Plural resultierte offenbar aus der Sorge der Programmkomiteemitglieder heraus, die anderen zu sehr zu verprellen, wenn man ihnen die Öffentlichkeitsorientierung gleichsam zur Pflicht machte) auf den Punkt gebracht: Das Publikum, für das man tätig sein wolle und mit dem in Dialog zu treten möglich sei, gibt es weit und breit nicht, und jene einfachen Fragen, die eine interessierte Journalistin Soziologen stellt, können sie nicht beantworten.

Wie immer wissen es die Taxifahrer besser. Im Shuttlebus vom Flughafen fragte der übergewichtete afroamerikanische Fahrer mittleren Alters einen der Passagiere, warum sie denn nach San Francisco gekommen seien, und sogleich stellte sich heraus, dass der ganze Bus voller Soziologen war. Mit dem „Ah, ihr seid die, die untersuchen, warum wir so verrückt sind“ erntete der Fahrer nicht nur einen Lacherfolg, vielleicht hatte er damit auch klarer zum Ausdruck gebracht, was eine sinnvolle und durchführbare Aufgabe der Soziologie sein kann.

Christian Fleck